

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

8.10.1916 (No. 41)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 41

Karlsruhe, Sonntag, 8. Oktober

1916

Die deutsche Mutter.

Von Rudolf Presber.

Einer Mutter in die tränennassen,
Guten Augen hab' ich jüngst geschaut — —
Unten stieg aus dem Gelärm der Gassen
Eines Marschlieds Weise, froh und laut.
Aus des Volkes säumendem Spaliere
Muntrer Zuruf grüßt' den strammen Zug,
Der im Gleichschritt preuß'scher Grenadiere,
Kurz und hart, das Pflaster schlug.

Und sie nickte still zu einem Bilde
In vergilbtem Rähmchen an der Wand.
Eines wehen Lächelns liebe Milde
Um die müden Lippen kam und schwand:
„Solch ein Zug entführte meinen Jungen!
Dort vom Fenster sah ich ihn zuletzt;
Und er hat gewinkt mir und gesungen — —
Und wo liegt und schweigt er jetzt?“

Zarter Glanz des Mutterauges koste
Um das blasse Kinderbild des Sohns,
Und sie wehrte meinem schwachen Troste
Mit der Hand und sprach gefassten Tons:
„Die da draußen werden Lorbeer weben
Um die Fahnen, um die blut'ge Wehr — —
Was der Mütter Herzen hergegeben,
Das ertrotzt kein Sieger mehr!“

„Einen hatt' ich, einer spät gewährten
Kurzen Liebe einzig Unterpfang;
Und er wuchs mir herrlich zum Gefährten,
Den mir Wunsch und Traum und Stolz verband.
Meines Alters helfenden Berater
Sah ich reifen, der so viel verhieß;
Mein im Pulsschlag und an Wuchs der Vater,
Der mich allzutrüh verließ.“

„Er war alles, was mein Leben schenkte —
Und wo ist der liebe Junge jetzt?
Eine Mine, die den Graben sprengte,
Hat ihn mir zerstückelt und zerseht!
Nimmer in der Tür wird er erscheinen,
Kreuzgeschmückt, mein blonder Grenadier —
Nicht einmal ein Grab, um d'ran zu weinen,
Ließ der harte Himmel mir!“

„Und ich will den schwarzen Schleier tragen,
Der so schwer den weißen Scheitel drückt,
Bis in froh begrühten, hellen Tagen
Hier der Friede alle Häuser schmückt.
Bis die Mädchen in die Körbe greifen,
Rosen rassend, hell sie auszustreu'n;
Bis vom Tor mit Trommeln und mit Pfeifen
Zieh'n, bestaubt, die Sieger ein.“

„Auch die Grenadiere werden ziehen
Durch das Tor in die bekränzte Stadt,
Mit dem Marsch, den ihnen einst verliehen
— Lang' noch vor dem Krieg — der Kaiser hat.
Und dann steh' ich dankend am Balkone,
Nicht verratend, was mein Herz vermißt —
Denn die Mutter weiß, was sie dem Sohne,
Auch dem toten, schuldig ist.“

„Und ich laß den Jubel mich umbrausen,
Der begrüßt die junge Heldenschar;
Und verschweig' es: Einer liegt da draußen,
Der der Jubel meines Lebens war.
Dem mir für die Ewigkeit verbund'nen
Kind gehorsam, meinem toten Lenz,
Beug' ich tief mein Haupt der laubumwund'nen
Fahne seines Regiments. . . .“

(Aus „Die Brücken zum Sieg“, Kriegsgebichte von Rudolf Presber.
Verlag Dr. Gysler & Co., Berlin.)

Inhalt: Die deutsche Mutter. Von Rudolf Presber. — Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Heinrich Scholz. Privatdozent an der Universität Berlin. — Selene von Engelhardt, eine baltische Dichterin. Von Anna von Besold-Karlsruhe.

Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie.

Von Dr. Heinrich Scholz,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Die Projektionen des Gottesgedankens in der Philosophie haben sich einer doppelten Kritik zu erwehren. Einmal der Kritik der philosophischen Skepsis, die die in der Durchdenkung des Göttlichen hervortretenden Schwierigkeiten zu einem Beweis gegen den Gottesgedanken verdichtet. Sodann der Kritik des religiösen Bewußtseins, das sich von philosophischen Spekulationen unabhängig weiß und den Besitz des lebendigen Gottes vielmehr an die Herzensreinheit anschließt, wie es im Evangelium geschieht.

Der philosophischen Skepsis wird zuzugeben sein, daß man in der Durchdenkung des Gottesgedankens allerdings ermüden kann. Man kann aber auch durch die Schwierigkeiten, die sich an diesem Punkte aufstürmen, zu einem um so tieferen Gefühl von der erhabenen Größe des Göttlichen gelangen. Dieses Gefühl braucht auch dann nicht zu schwinden, wenn sich die Einsicht durchgesetzt hat, daß die restlose Lösung des Gottesproblems dem menschlichen Geiste für immer versagt ist. Gerade dann kann jenes Gefühl sich in der edelsten Weise ausdrücken, in einer Art, an die keine Skepsis herankommt.

In dem Selbstbewußtsein der Religion lehnt sich nicht ohne tiefen Grund das Gemüt mit seinen ewigen Rechten gegen ein Denken auf, das diese Rechte häufig bestritten und für sich allein in Anspruch genommen hat. Dazu kommt, daß die Geschichte der menschlichen Seele reich ist an Beispielen, an denen sich zeigt, mit wie wenig Philosophie man ein religiöser Charakter, und umgekehrt, mit wie wenig Religion man ein philosophischer Kopf sein kann.

Indessen, wenn auch der religiöse Charakter auf die Philosophie verzichten kann, so kann es doch nicht die Religion, ohne aus der Kultur her auszutreten, auf die sie wirken will, und die sich im philosophischen Bewußtsein abspiegelt. Und wenn auch der philosophische

Kopf auf die Religion verzichten kann, so kann es doch nicht die Philosophie, ohne eines der höchsten Güter der Menschheit aus ihrer Betrachtung auszuschließen.

Und in der Tat hat der Gottesgedanke, wenn man ihn nur weit genug faßt und ihn nicht von vornherein an den Normen einer bestimmten kirchlichen oder persönlichen Dogmatik mißt, auch innerhalb der Philosophie eine große Geschichte gehabt. Eine Geschichte, die dem weit genug sehenden Beobachter nichts weniger als gleichgültig sein kann.

Erstens nämlich ist es an sich von hohem Interesse, zu sehen, wie die erkenntnistheoretischen Geister des uns zunächst liegenden abendländischen Kulturkreises sich zu Gott und den göttlichen Dingen gestellt haben. Es mag sein, daß sich in ihren Ideen von Gott mehr ihr eigenes innerstes Wesen als die Natur des Göttlichen spiegelt. Es mag auch sein, daß die Fülle der aufgestellten und sich vielfach widersprechenden Gottesbegriffe zunächst, bei oberflächlichem Hinsehen, einen verwirrenden Eindruck erweckt. In beiden Fällen würde eine gründlich durchgearbeitete Geschichte des Gottesbegriffs in der Philosophie noch immer einen sehr schätzbaren Beitrag zur Geschichte der menschlichen Seele liefern. Wir würden aus ihr ersuchen können, wie große Menschen das Höchste empfunden haben, und wie mannigfaltig die eigentümlichen Empfindungsgehalte sein können, die sich im freien Urteilsraum mit der Idee des Höchsten verknüpfen. Man kann das so befriedigte Interesse als das religionsphilosophische Interesse bezeichnen.

Zweitens aber rührt der Gottesgedanke, sobald man versucht, ihn durchzudenken — und wie könnte dieser Versuch dem Höchsten gegenüber ausgeführt werden? — eine Menge der schwierigsten Fragen auf. Und wenn auch einige von ihnen, wie das Problem der Erkennbarkeit Gottes, wesentlich neuern Ursprungs sind, so sind andere von nicht geringerer Bedeutung dafür fast so alt wie die Durchdenkung des Gottesgedankens selbst. Die Erhabenheitsempfindung dem Göttlichen gegenüber nötigte sehr früh zu durchgreifenden Korrekturen der vollständigsten theologischen Dogmatik, die immer und überall geneigt ist, ohne Rücksicht auf die theoretischen Schwierigkeiten, Gott nach dem Bilde des Menschen zu formen. Oder denken wir an das Verhältnis Gottes zur Welt. Wie unendlich schwierig ist es, dieses Verhältnis so auszudeuten, daß es sowohl der erhabenen Allgegenwart des Göttlichen wie den irdischen Verhältnissen und Mißverhältnissen auch nur einigermaßen gerecht wird! Der bewundernswürdige Scharfmann, der geheimnisvolle Tiefmann, mit dem die ernstesten, edelsten Denker dieses Problem erleuchtet haben, ist allein ein großes Thema für sich, ein Kapital, das aus dem geistigen Erbe der Menschheit gar nicht wegzudenken ist. Und wir selbst — wie kommt unser Wesen gegen das göttliche Wesen zu stehen? Sind wir seines Geschlechts oder nicht? Ist Gottähnlichkeit oder Gottentfremdung der tiefste Grundzug unserer Natur? Oder schwanken wir vielleicht zwischen beiden, und wie ist dieses Schwanken auszulösen? Fragen genug, und nicht nur Fragen, die theoretisch erörtert sind, sondern Fragen, die tief ins Leben greifen, und die infolgedessen in der Geschichte des menschlichen Denkens nicht nur unendlich oft gestellt, sondern auch in der mannigfaltigsten Weise beantwortet worden sind. Wir können das besondere Interesse, das an all diesen Fragen haftet, wegen des Nachdenkens, aus dem sie entspringen, und das zu allen Zeiten der eigentümliche Beruf der Philosophen gewesen ist, das religionsphilosophische Interesse nennen.

Endlich — wer darf es uns verwehren, in den philosophischen Erleuchtungen des Göttlichen Bruchstücke einer durch die menschliche Hingabe, durch die höchste Anspannung der geistigen Kräfte vermittelten Selbsterschließung des Göttlichen zu erblicken. Nur der, der das Göttliche selber leugnet und nie in die Tiefen hinabgeblickt hat, in denen es sich uns „offenbart“, könnte uns diesen Gesichtspunkt entziehen. Aber er braucht uns nicht zu entwürzeln. Daraus, daß es Menschen gibt, die gewisse Gedanken nicht nötig haben, folgt nicht, daß diese Gedanken nichts wert sind; es könnte auch gefolgert werden, daß Menschen von solcher Beschaffenheit noch nicht da sind, wo die Menschheit sein muß, wenn sie sich ihrer höchsten Güter mit der Verantwortung des guten Haushaltes bewußt ist.

Freilich, wir glauben nicht mehr mit Hegel, daß die Geschichte des philosophischen Gottesgedankens eine logisch geschlossene Kette typischer Erkenntnisfortschritte darstellt; es genügt uns, aus dem Text dieser Geschichte gewisse typische Anschauungsmöglichkeiten des Göttlichen abzulesen, von denen nicht sowohl eine die andere ablöst als vielmehr neben der andern beharrt. Das, was sich nach unserem Urteil „entwickelt“, sind eben diese Typen selbst; und sie entwickeln sich dadurch, daß sie teils immer klarer als solche hervortreten, teils durch den Zutrom an Kombinationen immer bedeutungsreicher werden.

Noch weniger glauben wir mit Hegel, daß der menschliche Geist imstande sei, durch irgendein noch so erhabenes Denken zu einer adäquaten Erkenntnis des Göttlichen zu gelangen. Vielmehr stehen wir auf der Seite des Dichters, der uns gerade in den unzugänglichen Tiefen des Göttlichen dessen erhabenes Wesen gegenwärtig.

Du bist der Dinge Hefer Inbegriff,
Der seines Wesens letztes Wort verschweigt
Und sich dem andern immer anders zeigt,
Dem Schiff als Klüfte und dem Land als Schiff.

Allein, das Göttliche verschweigt sich nicht völlig. Wie sein ist in diesen Zeilen seines Wesens „letztes“ Wort bezeugt! Nur dieses letzte Wort ist uns zweifellos versagt; nicht so das vorherige, das erste, das zweite, das dritte. . . . So weit dürfen wir, auf e die

Wahrheit zu verlegen, an Selbsterschließungen des Göttlichen in der ihm zugewendeten Gedankenarbeit des menschlichen Geistes glauben. Ohne einen solchen Glauben wäre auch die Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen schließlich leer. Denn nur, was sich irgendwie offenbart, kann uns innerlich erregen und durch das, was von ihm verborgen bleibt, unsere Ahnungen mächtig steigern; wo jede Offenbarung fehlt, kann auch keine Teilnahme entstehen.

So ist schließlich an letzter Stelle ein eigentümliches religiöses Interesse, das an der Geschichte des philosophischen Gottesgedankens haftet; wir können aus dieser Geschichte mit Hegel — wenn schon nicht in seinem Still, so doch immer in seinem Geiste, dem Geist des deutschen Idealismus — gewisse, für unsern Kulturkreis entscheidende Selbsterschließungen des Göttlichen ablesen.

Diese Gedanken sind angeregt durch eine Geschichte des Gottesgedankens in der Philosophie, die der Greifswalder Philosophieprofessor Hermann Schwarz übernommen hat, und deren erster, von Heraklit bis Jakob Boehme reichender Teil bei Carl Winter in Heidelberg erschienen ist. Mit großer Liebe zur Sache hat der Verfasser sich in den uner schöpfbaren Stoff seiner Arbeit hineingelegt und eine flüssige Erzählung geliefert, der man die Mühe der Arbeit nicht anmerkt. Es mag sein, daß durch die Wahl der altbewährten erzählenden Gattung die höchsten Gesichtspunkte philosophischer Geschichtsschreibung nicht genügend zur Geltung kommen. Der systematische Blick, mit welchem Ditthey die Bewegungen des philosophischen Denkens beobachtet und über sich selbst hinausgeführt hat, ist nicht die Auffassungsart des Verfassers. Er hält sich fest an das Gegenständliche seines Stoffes und sucht dieses zu einer Folge möglichst abgerundeter Einzelbilder zu verarbeiten. Um die Einfassungen hat er sich weniger bemüht. Er will offenbar, daß man die Bilder einzeln betrachtet und aus seiner Arbeit erfährt, was jedes von ihnen für sich bedeutet. Darum stoßen wir auch nirgend auf den Versuch, den ideellen Ertrag der drei behandelten Epochen, Altertum, Mittelalter und Übergang zur Neuzeit, in abschließenden Rückblicken zusammenzufassen.

Hierdurch kann freilich der Irrtum entstehen, als ob das religionsphilosophische Vermächtnis des Altertums mit der Summe der großen Einzelleistungen eines Platon, Aristoteles, der Stoa und des Neuplatonismus zusammenfielen, ebenso der Ertrag des Mittelalters mit den Gedankenschöpfungen eines Augustin, Anselm, Thomas, Duns Scotus und Meister Eckhardt, endlich das Erbe der werdenden Neuzeit mit den Erkenntnissen des Nikolaus Cusanus, Giordano Bruno und Jakob Boehme, dessen tief sinnige Spekulationen den vorliegenden ersten Band beschließen. Solche Gleichungen gibt es natürlich nicht, aus dem einfachen Grunde, weil philosophische Systeme Qualitätskomplexe sind und Qualitäten sich nicht addieren lassen. Ebenso wissen wir seit Hegel, daß der Geist einer großen Epoche sich niemals durch Subtraktionen aussondern läßt, indem man vom Ganzen die Besonderheiten des einzelnen abzieht und dann den scheinbaren Gemeinbesitz zurückbehält. Auch dieses Verfahren würde auf einer groben Verwechslung des Qualitativen mit dem Quantitativen beruhen. Vielmehr ist der Geist einer Epoche zwar in ihren Einzelleistungen bestimmend gegenwärtig, aber auf eine so eigentümliche Weise, daß es eine exakte Methode zu seiner Feststellung nicht gibt, sondern nur ein annäherndes Verfahren, das in einer mit möglicher Sorgfalt erwogenen Auszeichnung des mutmaßlich Wesentlichen besteht.

Vielleicht sind es Bedenken gegen die unvermeidlichen Grenzen dieser Methode gewesen, die den Verfasser bewogen haben, auf solche erleuchtenden Rückblicke zu verzichten. Nur hat er infolgedessen nicht hindern können, daß die Strukturzusammenhänge der durchgearbeiteten Zeiträume einigermaßen schattenhaft bleiben.

Um so mehr ist die schlichte Arbeit zu würdigen, die in den Einzelbildern steckt. Sie ist nicht unwägend, aber gediegen, nicht überraschend, aber gehaltvoll. Der pünktliche Fleiß des Verfassers spricht sich wohlthuend in der großen Gleichmäßigkeit seiner Darstellung aus. Er hat keine „Lieblinge“; oder vielmehr, er hat sie wohl — niemand wird verkennen können, daß das Bild des Meisters Eckhardt mit ganz besonderer Liebe gezeichnet ist — aber zum Nachteil anderer Denker ist diese Bevorzugung nirgends ausgesprochen. Auch spürt man nirgends einen Zug von Ermüdung, überall fließt die Erzählung fort.

Von gewalttätigen Konstruktionen, wie wir sie heute so häufig finden, hat der Verfasser sich völlig freizuhalten gewußt. Plato bleibt Plato und wird nicht künstlich in einen Vorläufer Kants verwandelt. Ebenso bleibt Eckhardt der mittelalterliche Meister mit seiner Lehre von der Rückwanderung aller Dinge zu Gott, trotz seiner kühnen Ich-Metaphysik, die mit der gegenständlichen Auffassung des Göttlichen aufräumt, das Göttliche in den Seelenraum verlegt und aus diesem als Seelenadel zurückempfängt. Das sind eigentümlich moderne Gedanken, die ganz besonders auf Fichte hindeuten, aber zu einem geradlinigen Vorläufer Fichtes hat der Verfasser seinen Meister trotzdem wohlweislich nicht gemacht.

Wenn wir nun auch die Rückblicke vermissen, so fehlt es doch nicht an erleuchtenden Durchblicken. Wir erfahren, worin das spezifische Neue des Evangeliums gegenüber dem gesamten Hellenentum vor- und nachchristlicher Prägung besteht: in dem tief verankerten Zweifel an der selbstverständlichen Güte und Gottähnlichkeit des Menschen und in dem damit zusammenhängenden Einblick auf eine erlösende göttliche Tat, die weder mit unserer Selbstentfaltung noch mit dem Dasein des höchsten Wesens zusammenfällt. — Ebenso wird der beträchtliche Unterschied zwischen Alt- und Neuplatonismus in einem eigenen Kapitel hervorgehoben. Der Parallelismus, den man in der Gottesliebe, die die Liebe Gottesliebe ist, schönheitlich ist, tracht-

wie der Demiurg im Timäus, die Welt nach dem Muster der Ideen zu gestalten. Die neuplatonische Gottesliebe ist tatenlos und macht unproduktiv; in dem Feuer der Sehnsucht nach dem All-Einen schmilzt der Wille zur Weltgestaltung, in der Glut der Verschmelzung mit dem Unendlichen, so sehr sie als höchstes Glück empfunden wird, schwinden zuletzt alle Seelenkräfte. Zuletzt; aber an diesem Zuletzt hängt ein nicht geringer Teil der Weltbedeutung des Neuplatonismus. „Aus seinem System haben sich Jahrhunderte die wissenschaftliche Ueberzeugung geholt, daß äußeres Wirken und Kulturarbeit bestenfalls ein Gottesdienst zweiten Ranges sei, daß das Heil des Menschen nicht in Arbeit und Schaffen, sondern in innerer Beschaulichkeit und Gottverjenkung liege.“ Die eigentümliche Fortdauer dieser Stimmung im Christentum während des ganzen Mittelalters, nachdem die Kirche längst Weltmacht geworden war, ist in der Tat mit dem Verfasser zu einem sehr wesentlichen Teil auf den Einfluß des Neuplatonismus zurückzuführen.

Was gegen diese von einem hochgradigen Idealismus getragene Metaphysik der auf Weltentwöhnung beruhenden Selbstverleugnung zu sagen ist, hat der Verfasser sehr schön gesagt. Das wahre Wertesleben vollzieht sich nicht in schließlich inhaltsleeren Verzückungen, sondern in inhaltvollem Handeln. Nicht sich selbst loswerden, sondern selbstlos werden, sei die Probe der rechten Gottesliebe. Wir stoßen hier auf einen der Punkte, wo die Darstellung mit der sie begleitenden Kritik unwillkürlich zu einer Art von Bekenntnis wird. Solchen Konfessionen begegnet man öfters; sie sind stets durch den Zusammenhang motiviert und zeigen den Verfasser auf einer Seite, auf der er uns menschlich näherückt.

Sachliche Bedenken erheblicherer Art sind nur gegen wenige Punkte seiner Darstellung zu erheben. Sokrates gehört nicht in diesen Zusammenhang: der heftigste Gottesbeweis des Anselm hätte eine ausführlichere Behandlung verdient, und was über Luther zu sagen war, mußte im Zusammenhang mit Leibniz gesagt werden. Durch ihn tritt der deutsche Reformator ein in die Geschichte der Philosophie; jedes für sich gezeichnete Bild muß in diesem Zusammenhang notwendig schief und schattenhaft ausfallen.

Aber niemand wird es bereuen, sich über solche Bedenken hinweg an die positiven Leistungen dieser Arbeit zu halten. Diese Geschichte des Gottesgedankens in der Philosophie ist ganz unparteiisch geschrieben, und doch vergißt man auf keiner Seite die eigentümliche Größe des Gegenstandes. Das ist auch eine Leistung, und nicht die geringste, die man einem Werk dieser Art wird nachsagen können.

Helene von Engelhardt, eine baltische Dichterin.

Von Anna v. Pezold-Karlstraße.

Das Interesse an den baltischen Provinzen Rußlands und ihren Bewohnern ist heute, da fast ganz Kurland unter deutscher Herrschaft steht, in Deutschland lebendig geworden. Und sie verdienen unser Interesse und unsere Sympathie, die seit sieben Jahrhunderten in stetem Kampf gegen Bedrückungen ihr Deutschtum, deutsche Kultur und deutsches Geistesleben bewahrt haben, das heute schwerer bedroht ist, als je zuvor.

Eine zusammenhängende baltische Literaturgeschichte gibt es meines Wissens noch nicht. Aber die Literaturdenkmäler — zurückreichend bis in die ersten Jahre der Besiedelung — sind uns in den Archiven und Bibliotheken der Städte, der Schlösser und Landgüter, sowie der Patrizierhäuser erhalten geblieben. Eine umfassende Sammlung dieser Dichtwerke von der ältesten geschichtlichen Zeit an bis in die Gegenwart hat am Ende des vorigen Jahrhunderts der bekannte Herausgeber des „Thürmer“, Freiherr v. Grotthaus, als „Baltisches Dichterbuch“ veröffentlicht. Die Einleitung gibt einen Ueberblick über diese Literatur, deren ältestes Werk, die aus dem XIII. Jahrhundert stammende „Livländische Reimchronik“, in poetischer Form die Geschichte der Eroberung und Besiedelung des Landes durch deutsche Ritter und Kaufleute erzählt.

„Wie die äußeren Schicksale der heutigen russischen Disseprovinzen“, führt Freiherr v. Grotthaus aus, „bis zum Untergange des Ordensstaats nur einen Zweig der Geschichte des Deutschen Reiches bilden, so ist auch die Entwicklung der deutschen Dichtung in diesen Marken keine selbständige, sondern vom Mutterland bedingte. Während sich aber ihre politische Geschichte im XVI. Jahrhundert von derjenigen Deutschlands abzweigt, dauern die geistigen und kulturellen Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland auch dann noch unvermindert fort. Herüber und hinüber spannen sich, von allem politischen Wandel unberührt, die tönenden Saiten der Dichtung, und alle bemerkenswerten Strömungen und Ideen der deutschen Notional-Literatur finden auch auf baltischem Boden, bis in die neueste Zeit hinein, Aufnahme und Vertretung.“

Die wechselnden Geschehnisse Alt-Livlands im Mittelalter waren einem Aufblühen der Poesie nicht immer günstig; Kämpfe nach außen, Kämpfe im Innern. Während sich die Dänen, Schweden, Polen und Russen um den Besitz des Landes stritten, verstummte sie fast ganz. Völlig vernichtet wurde sie nie.

Ein interessantes Kapitel in der baltischen Geistesgeschichte bildet das Herüber- und Hinüberfluten der Ideen, die wechselseitige Anregung und Bereicherung durch die Jahrhunderte hindurch. Aus der Fülle der Tatsachen und Namen sei hier nur wenig erwähnt: Während des 30jährigen

Krieges dichter Paul Fleming in Estland seine schönsten geistlichen Lieder und besingt seine baltischen Erlebnisse; Herder und Hamann verbringen in Riga fruchtbare Jahre. Hier erscheinen beim Verleger Hartnoch die ersten Werke Kants. 1782 wird das Rigaer Stadttheater, das bald zu hoher Blüte gelangen sollte, mit einer Aufführung von Lessings „Emilia Galotti“ eröffnet. Später wirken Karl von Holtei und Richard Wagner dort.

Das erste Schiller-Denkmal wurde in Estland errichtet. Goethes Jugendsfreund, der Dichter Benz, gehörte einer livländischen Pastorenfamilie an, ebenso Carl von Merzel, der Herausgeber des „Freimütigen“.

Und wiederum entsandten die drei Provinzen eine große Anzahl dichterischer und schriftstellerischer Talente nach Deutschland, die z. T. volles Heimatrecht hier erwarben. Groß ist die Zahl der Lyriker, ich nenne nur die Romanschriftsteller: Pantenius, Worms, Graf Keyserling; die Historiker: Julius v. Eichard, Schiemann, Böthlingk, Seraphim und den Politiker Paul Rohrbach.

Aber trotz dieser Wechselbeziehungen bildete sich in der baltischen Poesie eine ausgesprochene Eigenart aus, bedingt durch klimatische und landschaftliche Verhältnisse und die Lebensgewohnheiten der Bewohner des Landes. „Wenn einmal eine baltische Literaturgeschichte geschrieben würde“, sagt einer der besten Kenner seiner Heimat, „so wird das Buch die Literatur der Heimatliebe heißen können.“ Heimatliebe und Sehnsucht, Sehnsucht nach der Sonne, dem Licht, der Freiheit, ja vielleicht einem Vaterlande — das ist der Grundton jener Poesie, der hindurch klingt durch all ihre Lieder und Dichtungen.

Die livländische Dichterin Helene von Engelhardt vereinigt alle charakteristischen Eigenarten ihrer Heimat in sich und bringt sie aufs schönste zum Ausdruck. Obgleich sie den größten Teil ihres Lebens in anderen Ländern, ja Weltteilen zugebracht hat, ist sie doch stets eine treue Tochter des Baltensandes geblieben.

Helene v. Engelhardt ist i. J. 1850 auf dem Gute Wileiki in Littauen geboren, als dritte Tochter des Barons Alfons v. Engelhardt-Schneckenstein, eines Kurländers. Als sie 5 Jahre alt war, kaufte ihr Vater das Gut Ranken im kurischen Oberlande, wo sie eine sehr glückliche Kindheit und Jugend verlebte. „Unter den poetischen Einflüssen einer wald- und seenreichen, im Dammkreise uralter Sagen und Märchen ruhenden Natur regte sich schon früh in ihr ein mächtiger dichterischer Gestaltungstrieb“, erzählt ihre Biographin und Freundin, Freifrau von Staël-Holstein.

Nach ein paar Schuljahren in einem Institut in Mitau kehrte das junge Mädchen auf das väterliche Landgut zurück und suchte mit dem Feuereifer, der all seine Bestrebungen kennzeichnet, an der Erweiterung und Vertiefung seiner erworbenen Kenntnisse weiter zu arbeiten.

In der Skizze: „Der Passgänger“ hat Helene v. Engelhardt uns ein anschauliches Bild ihres Jugendlebens in der ländlichen Freiheit gegeben; sie schildert das fröhlich-gesellige Leben auf den alten kurischen Gutshöfen und den Kreis ihrer Familie. In lebendiger Weise treten uns die Gestalten entgegen: der idealistisch veranlagte Vater, die sanfte, stille Mutter; mit viel Humor zeichnet sie ihre Patin, die Großtante Friederike, die ihre moderne, freie Erziehung, ihre Selbstständigkeit und ihre vielseitigen Studien lebhaft mißbilligt und das Schlimmste für die Zukunft prophezeit. Und endlich sich selbst: ihre hochfliegende Phantasie, ihren Freiheitsdrang, ihren unstillbaren Wissensdurst. Sie studiert die Sprachen: Französisch, Englisch, Russisch, Latein, und übt sich in Uebersetzungen; sie vertieft sich in Gottschalls Poetik und sucht einzudringen in die Literatur aller Völker und Zeiten; und manche eigene Dichtung entsteht in jenen Tagen.

1869 ging die Familie von Engelhardt auf einige Jahre nach Stuttgart, wo Helene mit bedeutenden literarischen Persönlichkeiten in Beziehung trat. Hier gab sie, 19jährig, ihren ersten Gedichtband „Morgenrot“ heraus.

„Ich bin überzeugt“, schrieb ihr Fr. Bodenstedt, „daß, wenn Sie so eifrig fortfahren, wie Sie bisher getan, diesem Morgenrot ein schöner Tag folgen wird. Die Hauptsache bei einem Liede ist die innere Melodie, und weil ich diese in Ihren Gedichten finde, darum halte ich Sie für eine Dichterin und rufe Ihnen von Herzen ein „Heil“ auf Ihren Weg zu.“ Auch Ferdinand Freiligrath erkannte ihre Begabung an, und Wolfgang Menzel prophezeit ihr, sie sei berufen, auf epischem Gebiet Großes zu leisten, eine Prophezeiung, die sich bewahrheiten sollte.

Eine frische, fröhliche, ja übermüthige Stimmung spricht aus diesen Jugendliedern, die bisweilen sich dem Volkston nähern; so das medische: „Rosenstock, Holderblüt“:

„O, Rosenstock und Holderblüt,
Wie fröhlich ist mein Sinn,
Wie innig freut sich mein Gemüt,
Daß ich noch Mädchen bin!“ usw.

Es folgt eine Reise durch die Schweiz, auf der das Gedicht: „Morgen auf dem Rigi“ entstand, das den ganzen Zauber des Sonnenaufgangs inmitten der Gebirgswelt wiederzugeben sucht.

Bald nach der Rückkehr nach Riga hörte Helene von Engelhardt in einem Konzert den jungen Klaviervirtuosen Louis Passt, dessen Spiel sie demmaßen begeisterte, daß ihr Vater sie Tags darauf als seine Schülerin anmelden mußte. Nun begann ein Künstlerroman zwischen den beiden hochbegabten jungen Leuten, der erst sechs Jahre später mit ihrer Heirat enden sollte. Aber vorerst hatte sie noch Schmerzliches zu erleben. In einer in Riga wütenden Diphtheritis-Epidemie verlor sie ihren heißgeliebten Vater und zwei Schwestern. Das in viel späterer Zeit entstandene Gedicht: „Nach manchem

Jahr" gibt in seiner zum Herzen sprechenden Innigkeit ein Bild des schönen schweserischen Verhältnisses:

„Einst hab ich's der Welt und dem Himmel geklagt,
Nehst hab ich den Klagen, den Tränen entsagt.
Ich denke nicht mehr an den maßlosen Harm,
Ich denk an Dein Lächeln so frühlingwarm;
Du warst hier auf Erden mein Sonnenschein,
Drum freundigen Herzens gedenk ich Dein,
Gedenk ich Dein!“

1876 verheiratete sich Helene von Engelhardt mit Louis Pabst, der eine Musikschule in Riga eröffnete, die noch besteht.

Es begann eine Zeit sonnigsten Glücks für das junge Paar. Die beiden in jener Zeit entstandenen Gedichtsammlungen: „Die Hochzeitsreise“ und „Weinalbum“ spiegeln sie wieder. Nach Riga zurückgekehrt, widmete sich Helene von Engelhardt-Pabst der von ihrem Mann geleiteten Anstalt und nahm vollen Anteil an dem geistigen Leben der Stadt, das ein sehr reges war. In dieser Zeit entstanden zahlreiche Gedichte, die zum Teil in den Sammlungen „Gedichte aus Riga“ erschienen. Die „Tearabesken“ geben ein idyllisches Bild ihres häuslichen Lebens, während „Martha und Maria“ durchblicken läßt, daß es auch an Sorgen und Mühen nicht fehlte. Doch im allgemeinen suchte unsere Dichterin die Beschwerden und Nöte des Alltags aus dem Reiche ihrer Poesie zu verbannen. Ihr froher Sinn half ihr dabei.

Man hat ihr das bisweilen zum Vorwurf gemacht. Doch der aufmerksame Beobachter vermag zwischen den Zeilen ihrer frohgemuten, heiteren Lieder den oft bitteren Ernst, die Schwierigkeiten und Nöte herauszulesen, mit denen sie zu kämpfen hatte. Denn so glücklich ihre Ehe war, so schön und reich ihr Innenleben sich gestaltete, so wurden die äußeren Lebensverhältnisse immer schwieriger. Louis Pabst hatte kein Glück in seinem Beruf; trotz aller Anstrengung gelang es ihm nicht, eine gesicherte Lebensstellung zu erringen. Das Künstlerpaar beschloß, es mit Konzertreisen zu versuchen. Es begann ein Wanderleben durch ganz Europa. In einen Teil Asiens und Afrikas, das manchen Erfolg, viel Anregung, aber auch viel Mißerfolge und Enttäuschungen mit sich brachte.

Im Jahre 1884 erschienen „Die Normännischen Balladen“, die viel Beifall fanden. Um diese Zeit begann unsere Dichterin auch das Isländische Heldenepos „Gunnar von Hildarendi“, das Werk, das sie durch ihr ganzes Leben begleiten sollte, in das sie alles hineinlegte, was an Heimatliebe und Naturfreude, an Bewertung männlicher Heldenkraft und weiblichen Wesens in ihr lebte.

1885 entschloß sich das Künstlerpaar, sich in Melbourne in Australien, wohin eine Konzertreise es geführt, niederzulassen. Pabst gründete eine Musik-Akademie. Endlich schien der Erfolg zu winken. Es folgten 10 Jahre emsiger Arbeit. Neben zahlreichen Gedichten entstanden die Prosaschriften „Australische Skizzen“, „Streifzüge durch Märchenland“ und „Sommerfrische in Tasmanien“, doch konnte sich unsere Dichterin in der Pracht der sie umgebenden südländischen Natur nie heimisch fühlen. Die Sehnsucht nach der fern nordischen Heimat blieb stets in ihr lebendig. In dem stimmungsvollen Liede vom „Land, das keine Märchen hat“ fand dieses Gefühl seinen Ausdruck:

„O, meiner Heimat Nachtigallen,
Wie süße Märchen sanft ihr mir!
O, meiner Heimat Waldbeschallen,
Von Feen und Elfen duftet ihr!
In meiner Heimat Wasserbächen
Die Rige singend Umzug hält,
In meiner Heimat Steine sprechen
Von graubemooster Sagenwelt!“

Und ihre Sehnsucht klingt in dem Wunsch aus:

„Komm, Sagenwelt der heimischen Erde,
Beschirme mich an Schildes Statt,
Daß mir mein Herz nicht rostig werde,
Im Land, das keine Märchen hat!“

Doch auch diese Rast sollte keine lange sein. Eine schwere wirtschaftliche Katastrophe in Melbourne beraubte das Ehepaar Pabst seiner sämtlichen Ersparnisse, die es einer Bank anvertraut hatte. Sie beschloßen, da auch die Schule einging, nach Europa zurückzuziehen. Wieder begann das Wanderleben: durch Ägypten, England, den Kaukasus führte sie der Weg. Der dichterische Ertrag waren zwei Gedichtbände „Unter dem Kreuz des Südens“, und „Verwehte Spuren“; endlich landeten sie in Moskau, wo Pabst eine Anstellung an der Musikschule „Philharmonie“ fand. Helene wurde ständige Mitarbeiterin der deutschen St. Petersburger Zeitung.

Wie es ihrer Natur entsprach, nahm H. v. Engelhardt an allen Ereignissen, auch des politischen Lebens, den wärmsten Anteil. So veranlaßte sie der Burenkrieg zu einer Reihe von Liedern und Balladen, die noch der Herausgabe harren. Ein Band geistlicher Gedichte „Meine Stärke und mein Schild“ läßt uns tiefe Blicke tun in ihre religiöse Gesinnung und ihr frommes Gemüt. In der Dichtung „Beatenmacht“, einer Märchenhumoreske aus Kurland, kommt ihr goldener Humor zur Geltung. Auf ihren weiten Reisen hatte sie sich stets mit den Legenden, Märchen und Sagen der verschiedenen Völker befaßt, die sie neben den Eindrücken der Landschaft und ihrer Stimmungen in ihre Dichtungen verwob. Die arabische Legende „Der Tod Abrahams“ ist von erster Schönheit. Auch biblische Stoffe suchte sie eigenartig zu verwerten. Eine Probe gibt das Gedicht „Jabal und Jubal“, in dem anknüpfend an einen Text des ersten Buchs Mose eine dichterische Parallele gezogen wird zwischen dem Geschlecht

derer, „die in Hütten wohnten und Vieh zogen“ und dem frohen und freien Geschlecht der „Geiger und Pfeiffer“, der tätigen Alltagsmenschen und der Dichter und Künstlernaturen.

Aber nun bedrohte unsere Dichterin das schwerste Schicksal, das sie treffen konnte: die Gefahr des Erblindens. Schwer litt sie darunter, denn die Außenwelt bedeutete ihr viel, und Lesen und Schreiben war ihr Lebensbedürfnis. Und doch spricht auch aus ihren Gedichten jener Zeit der ungebrochene Lebensmut:

„Das Leben will mutig getragen sein!“

Aber noch nicht genug: auch unter den Stürmen der russischen Revolution im Jahre 1905 hatten unsere Freunde schwer zu leiden. Pabst verlor seine Anstellung; Greuelstößen, von denen Helene später nur schauernd zu erzählen vermochte, spielten sich vor ihren Augen ab. Als Deutsche waren sie keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Sie mußten fliehen, zunächst nach Dresden. — Krank, mittellos, ohne Lebensunterhalt, dem Erblinden nahe — war es schwer, aufrecht zu bleiben.

Eng und fest ist der Zusammenhang der Vallen untereinander: in der Not stehen sie einander bei, wie die Glieder einer großen Familie. Der livländische Pastor Wittrock, Herausgeber des baltischen Jahrbuchs „Heimatstimmen“, zu dessen Mitarbeitern H. v. E. gehörte, veranstaltete in Dorpat einen „Helene v. Engelhardt-Abend“, den er mit einer warmen Würdigung ihrer dichterischen Persönlichkeit einleitete und gab dadurch die Anregung zu einer Ehrengabe der Vallen an ihre Dichterin. Riga und Moskau folgten dem Beispiel, und Stadt und Land steuerte bei. So war die Not gebrochen: Helene v. Engelhardt konnte durch einen längeren Aufenthalt in Wiesbaden Erholung und frische Kraft finden. Dann ließ sich das Ehepaar in Wien nieder.

Mit frischem Mut machte sich Helene v. Engelhardt an die Vollendung ihres Lebenswerks, der epischen Dichtung „Gunnar v. Hildarendi“. In den Rahmen der altgermanischen Sagen- und Mythenvwelt, die uns die Edda überliefert, stellte sie ihren Helden, ihr Idealbild eines stolzen, aufrichten Mannes mit eisernem Willen und kindlichem Gemüt. Sein Leben und Lieben, sein Kämpfen und Beliden und endlich sein Heldentod auf der Walstatt ziehen in farbenreichen Bildern an uns vorüber. Den Hintergrund bildet die nordische Landschaft mit ihren düsteren und sonnigen Stimmungen; in langer Winternacht und heißersehntem Frühling. Wir erleben die geheimnisvollen Schauer der heiligen Nächte und die Freuden des Festes, da die Sonne von neuem ihren Siegeslauf beginnt. Wir sehen zur Feier der Ernte die Kampfgesellen und das Gefinde sich um Gunnar und die Seinen scharen in der Halle seines Hauses; und während das Weithorn kreist, werden im Wechselgespräch die Mären der Vorzeit lebendig und manches Skaldenlied erschallt zum Preis von Mannesmut und Heldengröße, von Odins Weisheit und der Götter Vallen. —

In Wien fand Helene v. Engelhardt in dem Livländer Leopold von Schroeder, dem bekannten Indologen, einen treuen Freund wieder, der an ihrem Schaffen lebhaften Anteil nahm und ihr fördernd und hilfreich zur Seite stand. Am 18. Februar 1910 erlebte sie die Freude, daß der Wiener Schriftstellerverein „Die Scholle“ ihr 40-jähriges Schriftsteller-Jubiläum festlich beging.

Am 11. Juli 1910 starb Helene von Engelhardt.

Ein reiches Leben ist an uns vorübergezogen; reich an Freuden, reich an Schmerzen, voll Sonne und manchem Schatten; ein Leben voll Begeisterung für alles Schöne, Hohe und Gute, voll Schaffensdrang und Schaffensfreude, getragen von ungebeugtem Mut.

Professor von Schroeder charakterisiert in einem Brief ihr persönliches Wesen mit den Worten: „sie war und blieb eine echte Idealistin, von heiterem Gemüt und ausdauerndem Willen . . .“, sie hatte einen fast männlich kühnen, hochstehenden Geist, dabei aber doch auch viel weibliche Zartheit, hingebende treue Liebe für ihren Gatten, treue Liebe zur Heimat, zu ihren Freunden. Ihr edles, vornehmer Wesen erwarb ihr auch hier bald gute Freunde.“

Helene von Engelhardt war eine echte Baltin, voll Lebenskraft, warm und treu in ihrem Empfinden, mit starkem, ethischen Einschlag. Ihr bestes Schaffen wurzelt in ihrer Heimat, zu deren Herber, erstster Schönheit sie immer wieder zurückkehrt und die sie besetzt mit den Gestalten der germanischen Götterwelt. Zu den Liedern, die am lebendigsten ihre Eigenart spiegeln, gehört das „Saattlied“ aus ihrem Heldenepos. Die Frühlingsgöttin Ostara schwebt über die Fluren, Leben erweckend und Segen verbreitend:

„Lächeln der Freya, durchsonnet die Welt,
Dobur, der traute, kam wieder,
Landmann, senke das Korn ins Feld,
Tor warf die Aefen darnieder.
Leuchtendes Aefengold, Haare der Eif,
Schmieden die Zwerge im Erdbreich tief,
Wald siehst du's wogen und prangen.
Fragst du entzückt, wie das Wunder geschah?
Ueber die Fluren zog Ostara,
Wachte, was tot und vergangen.“

Und der jubelnde Schluß:

„Von Lichtalfenheim bis Schwarzalfenheim,
Durch alle neun Welten ertöne mein Reim,
Wie er jauchzend die Seele durchklinget:
Der Sieg ist errungen, der Reiz ist dal
Denn über die Fluren zog Ostara,
Von Mächten des Lebens umringelt!“